Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag — Bezugspreis: Viertelj. M. 1.—, Halbj. M. 2.—, Ganzj. M. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag des „Jüdischen Echo“: München, Herzog Maxstr 4 — Redaktion: Helene Hanna Cohn, München,



Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum 40 Pf. — Bei Wiederholungen Rabatt. — Anzeigenannahme: Verlag des „Jüdischen Echo“, München, Herzog Maxstraße 4. Fernsprecher: 53099. Postscheckkonto: München 3987.

Nummer 4 | München / 4. Jahrgang | 26. Januar 1917

Jüdische Wirtschafts- und Sozialpolitik.

Heinrich Margulies, der auf dem Berliner Delegiertentag der Zionistischen Vereinigung für Deutschland zur Gruppe derer gehörte, die von der Organisationsleitung die energische Aufnahme jüdisch-nationalpolitischer Arbeit forderte, schreibt uns:

Die Tatsache, daß der zionistische Delegiertentag beschlossen hat, für die nationalkulturellen Aufgaben der Juden einen besonderen Ausschuß einzusetzen, berechtigt zu den größten Erwartungen. Namen wie Buber und Bergmann sind heute jedem jungen Zionisten geläufig und es hätte ganz ohne Zweifel keine bessere Wahl getroffen werden können. Endlich wird man sich diesen Angelegenheiten mit rückhaltloser Freude hingeben können — auch dort, wo man bisher ein wenig abseits gestanden hat. Denn das muß betont werden: alle Opposition, die sich gegen die „Nationalkulturellen“ richtete, hatte nicht das Kulturelle an sich zum Ziel, sondern entsprang lediglich der Befürchtung, daß durch eine ungeregelte Verknüpfung dieser Dinge mit den nationalpolitischen die letzteren in ein nicht ungefährliches Fahrwasser abgedrängt werden müssen. Die kulturellen Bestrebungen an sich, z. B. das Erscheinen des „Juden“, die Fortschritte der hebräischen Erneuerung — all diese Dinge ernteten den tiefempfundenen Beifall Aller und dort wo man sich den erwähnten Befürchtungen nicht verschließen konnte, empfand man es selbst am schmerzlichsten, daß man diesem Beifall nicht so ungeteilt Ausdruck geben durfte, wie es das eigene Herz gewünscht hätte.

Das ist jetzt anders geworden. Und mit reiner Freude und froher Zuversicht darf man nunmehr den Dingen entgegenharren, die der von der Politik losgelöste Kulturausschuß uns bescheren wird.

Aber auch der zurückbleibenden nationalpolitischen Instanz wendet man sich jetzt wieder mit größeren Erwartungen zu. Ohne Zweifel ist sie durch die Ausstoßung der kulturellen Aufgaben arbeitsfähiger geworden, sie hat Ballast verloren — aber welcher Art werden die Arbeiten sein, denen sie sich unterziehen muß?

Der Ausbau der Organisation, die Propaganda, die politische Vertretung nach außen, die Schaffung von Jugendgruppen usw. — das alles sind selbstverständliche Dinge. Hier aber möchte ich auf ein Gebiet hinweisen, welches bisher so vernachlässigt wurde, daß es auf dem Delegiertentag auch nicht ein einziges Mal genannt wurde: das Gebiet der Wirtschaftspolitik.

Jede Anregung braucht Zeit, um sich durchzusetzen; und auch diese hier hat, als sie das erste Mal ausgesprochen wurde, mehr Ironie als Beachtung gefunden. Doch der Verlauf des Delegiertentages berechtigt zu der Hoffnung, daß die Zahl derer, die die fundamentale Bedeutung dieser Sache erkennen, nicht mehr so klein ist. Und wenn hier von neuem der Wunsch ausgesprochen wird, daß recht bald ein „Ausschuß für wirtschaftliche Angelegenheiten“ geschaffen werden möge, in ähnlicher Weise vielleicht wie der Kulturausschuß, aber natürlich als direktes Instrument des Zentralkomitees, so geschieht es aus der Erwartung heraus, daß man sich an zuständiger Stelle jetzt diesen Dingen nicht mehr verschließen wird.

Es ist ein häufiges Argument, daß uns, insbesondere in dieser Zeit, die Leute fehlen, die all den vielseitigen Arbeiten entsprechen können. Aber wenn auf dem Delegiertentage von der „Ausredenseuche“ als der gefährlichsten jüdischen Krankheit gesprochen wurde, so ist kein Zweifel, daß auch dieses Argument nur ein Krankheitssymptom ist. Man hat einen Kulturausschuß geschaffen und ehe man sichs versah, waren die Männer dafür da. Als der „Jude“ gegründet wurde, hat wohl niemand geahnt, welche überwältigende Fülle wertvollster Beiträge ihm zuströmen würde. Wir sind eben lange nicht so arm wie wir glauben. Und gerade auf wirtschaftlichem Gebiete haben wir schon eine ganze Anzahl vorbereitender Stufen hinter uns. Da ist zunächst Dozent Hirsch, dessen Versuche, die Ostjudennot durch Organisierung jüdischer Arbeit zu lindern, aus den „Jüdischen Monatsheften“ bekannt sind. Einen grundsätzlichen und wesentlichen Artikel hierzu von Friedemann findet man im Ostjudenheft der „Süddeutschen Monatshefte“. Ähnlich wie die Ostjudenfrage bildet das Problem „Mitteleuropa“, „Berlin-Bagdad“ und „Deutsch-Türkisch“ ein abgegrenztes Gebiet, bei dessen Bearbeitung wir Spezialisten wie Davis Trietsch und in gewisser Beziehung auch Curt Nawratzki finden. Für die innerdeutschen Verhältnisse finden wir bereits eine gutfundierte und zukunftsreiche Organisation vor, den Herzl-Bund, die Jugendorganisation zionistischer Kaufleute. Also vorbereitende Stufen in großer Anzahl: nun gilt es auf ihnen aufzubauen und sie organisch zu verknüpfen.

Es steht außer Zweifel, daß die Wirtschaftspolitik künftig im jüdischen Leben eine überaus große Rolle spielen wird. Die gefühlsmäßige Verknüpftheit mit Palästina allein, so fruchtbar sie auch sein kann, wird uns die Verwirklichung unseres Zieles nicht bringen. Es gibt weite Kreise in der Judenheit, für die eine Beteiligung am Import und Export palästinensischer Häfen einen ganz

anderen Grad von Interessiertheit bedeuten würde — und wenn auch der gegenwärtige Zeitpunkt dafür nicht angetan ist, so muß man doch vorbereiten und informieren und dafür sorgen, daß der Tag, an welchem drüben Kapital und Arbeit, Menschen und Geschäftsverbindungen gebraucht werden, uns hinlänglich gerüstet findet.

Daß dem ostjüdischen Elend nur wirtschaftspolitisch beizukommen sei, sieht heute jeder ein. Im Heft 6 der „N. jüd. Monatshefte" schreibt Prof. Koch über die Juden der Bukowina: „Folgt nach dem Krieg nicht eine rasche Entwicklung der Industrie in der Bukowina — und wer vermag im Ernst daran zu glauben — dann wird sich das, was man gemeiniglich Judenfrage nennt, sofort als das offenbaren, was es ist: die Frage des österreichischen Ostens". Und Prof. Dr. Ehrlich, der bekannte österreichische Soziologe, hat in seinem Buche „Die Aufgaben der Sozialpolitik im österreichischen Osten" die Lösung der Judenfrage gewissermaßen von der Schaffung von Industrieunternehmungen abhängig gemacht. In dem schon erwähnten Aufsatz im Ostjudenheft weist ferner Friedemann darauf hin, daß nur eine großzügige Wirtschaftspolitik in Polen die Abwanderung der Juden verhindern könne. Überall das gleiche Bild. Hier offenbart sich ein Reichtum an Aufgaben, die der Bearbeitung harren. Wer aber ist hierzu berufener als die zionistische Organisation, die nationale (politische und kulturelle) Vertretung des jüdischen Volkes? Darum fordern wir: Aufnahme der Wirtschafts- und Sozialpolitik in das zionistische Programm und als ersten Schritt: Schaffung einer Informationsstelle für wirtschaftliche Angelegenheiten.

Die heutige deutsche Judenfrage.

Eine Antwort von Gustav Schmoller.

Im letzten Hefte meines Jahrbuches (Band 40, Heft 4), habe ich unter dem Titel „Obrigkeitsstaat und Volksstaat" zwei Bücher besprochen: Hugo Preuß: „Das deutsche Volk und die Politik" und Hans Delbrück: Regierung und Volkswille". An die beweglichen Klagen von Preuß über Ausschließung von Staatsbürgern von der verfassungsmäßigen Gleichberechtigung wegen ihrer Abstammung und ihres religiösen Bekenntnisses knüpfte ich einige ganz harmlose Bemerkungen darüber an, daß viele Leute fänden, diese mißhandelten Staatsbürger erschienen da und dort in diesen oder jenen einflußreichen Stellungen schon fast als herrschende Elemente.

In der Presse entstand darüber, zunächst auf Grund kurzer, nicht ganz zutreffender und einseitiger Notizen über den Inhalt meines Artikels, ein Sturm des Unwillens bei den jüdischen und philosemitischen Blättern, des Jubels bei den antisemitischen. Berge von Briefen und Zuschriften von mir meist unbekannten Schreibern drückten mir ihren Unwillen, einige aber auch ihre Zustimmung aus. Auch jüdische Zustimmungen fehlen nicht. Antworten kann ich auf diese Zuschriften nicht im einzelnen. So sei ein allgemeines Wort über meine Stellung zur Judenfrage gestattet.

Ich habe zeitlebens mich weder als Philo-, noch als Antisemit gefühlt. Ich hatte meine besten Freunde unter Juden und Halbjuden. Ich suchte immer mir ein objektives historisches Urteil über die einschlägigen Fragen zu bilden und zu bewahren.

Die Grundlage eines gerechten Urteils über die politische und gesellschatliche Judenbehandlung im modernen Staate, wie in den Staaten der Vergangenheit, muß stets die Beantwortung der Fragen bilden: wie groß ist die Zahl der Juden im betreffenden Staate gegenüber den germanisch-christlichen Elementen, wie groß ist die Zahl der höher gebildeten Juden, die des jüdischen Mittelstandes und der jüdischen Arbeiter, wie ist die räumliche Verteilung der Juden, wohnen sie kompakt für sich oder ganz zerstreut unter den Christen; endlich wie hoch ist das politische und kulturelle Niveau des Volkes, unter dem die Juden leben, wie ist die religiös-kirchliche Entwicklung des betreffenden Volkes und der unter ihm lebenden Juden?

In älteren Zeiten waren die Probleme, die sich beim Durcheinanderwohnen verschiedener Rassen, Völker, Religionsgemeinschaften ergaben, unendlich viel schwieriger als in neuerer Zeit. Man konnte sich am ehesten helfen durch ganz getrenntes Wohnen. Daraus erklärt sich die heutige russische Judenpolitik, das getrennte Judenghetto in den mittelalterlichen Städten. Rohere, primitive Menschen konnten sich die anderen Menschen und Rassen nur als Feinde denken. Jeder Fremde galt einstens selbstverständlich als Feind, den man ausschloß, vertrieb, mißhandelte. Bedurfte man seiner trotzdem, so mußte er besondere Privilegien erhalten, deren beliebigen Widerruf man sich vorbehielt. Immer blieb er verdächtig, man traute ihm alles Schlechte zu, besteuerte ihn übermäßig, nahm ihm zeitweise sein Vermögen halb oder ganz, verbrannte zeitweise ganze Judenschaften unter diesem oder jenem Verdacht. Nur wenige hochstehende Fürsten und Bischöfe sahen die Nützlichkeit und Tüchtigkeit der Juden, schützten sie, solange es ging.

Das war das mittelalterliche Judenschicksal; es war das Schicksal rassenfremder Minoritäten überall in der Kulturgeschichte. Langsam rang sich aus solchen psychologischen und kulturgeschichtlichen Zuständen die Idee heraus, daß die Menschen vor Gott gleich seien, also auch von den Menschen so behandelt werden sollen.

Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, die politischen Ideen des 19. brachten nan und nach den Anfang der äußeren Rechtsgleichheit. Soll eine solche Früchte tragen, so muß sie verbunden sein mit einer Assimilation, wie sie am leichtesten in den oberen Schichten der rassefremden Minorität eintritt, während deren mittlere und untere Schichten noch Generationen hindurch in ihrem geistigen, geselligen Sonderleben ausharren.

Seit 1848—70 hat die Assimilation der obersten Judenschichten in Deutschland große Fortschritte gemacht; unter dem Einfluß der humanitär-liberalen Ideen, des beginnenden Konnubiums zwischen Germanen und Semiten, des wachsenden Über-

tritts der assimilierten oberen Schichten des Judentums zu einer der christlichen Konfessionen. Aber die Assimilation ist noch weit entfernt, vollendet zu sein; sie wird immer wieder gehindert durch Judenhetzen der geschäftlich von der Judenkonkurrenz getroffenen Deutschen und durch die stete Zuwanderung nicht assimilierter östlicher Judenelemente, durch die noch vorhandene Abschließung der jüdischen Kreise unter sich (besonders der mittleren und unteren Judenschichten, wie sie in Posen und in Polen ja noch ganz getrennt unter sich leben). Die Assimilierung ist in Frankreich und England viel leichter gewesen, weil die Zahl der Juden dort sehr viel kleiner war und ist und die dortigen Juden von einer Judenaristokratie stammen, die teilweise schon seit Jahrhunderten in Italien, Portugal und Spanien ganz oder halb sich assimiliert hatte, während die deutsche Judenzuwanderung aus dem Osten stammt und in den paar ersten Generationen vielfach noch jeder Assimilation widerstrebt.

Die Assimilation vollzieht sich durch gleiche Schulen, gleichen Universitätsbesuch, durch die Einwirkung der Literatur, die herrschende allgemeine Gedankenwelt, durch geselligen Verkehr, endlich am intensivsten durch das Konnubium.

Wenn man sich nun fragt, was soll heute geschehen, so ist die erste Vorfrage: was ist erreichbar, dann erst kommt die zweite: was ist wünschenswert? Eine Austreibung aller Juden aus Deutschand ist unmöglich, wäre eine Barbarei, wäre auch ein Schaden für unsere Kultur. Alle höhere Kultur, der heutige Bestand der höchststehenden Völker, beruht auf Rassenmischung. Nicht jede Rassenmischung freilich schafft gutes Menschenmaterial. Die Mischung von sehr hoch und sehr niedrig stehenden Menschen erzeugt unausgeglichene Charaktertypen oft der schlimmsten Art, Menschen, welche die schlechten Eigenschaften der beiden gemischten Rassen haben. Aber die Mischung einigermaßen sich nahestehender Typen von Menschen darf nach unserer heutigen Rassenlehre als eine Ursache der körperlichen und geistigen Hebung der Eigenschaften gelten (siehe meinen Grundriß I, S. 147—159, Reibmayr: „Die Entwicklungsgeschichte des Talents und Genies." 2. Bd. 1908). Wir haben also keine Ursache, die Existenz von 615 021 Israeliten unter 60 Millionen Menschen in Deutschland für bedenklich oder gar schädlich zu halten. Ja, es scheinen mir triftige Gründe für das Gegenteil zu sprechen.

Ich halte zumal das westdeutsche Judentum, vollends das assimilierte, für eine glückliche Zugabe zur germanischen Rasse. Es gibt uns Geisteskräfte, die uns mehr oder weniger fehlen, oder wenigstens früher fehlten; es hat die deutsche Volkswirtschaft sehr gefördert. Aber es schließt die Gefahr in sich, daß es durch seine geschäftliche Überlegenheit, die es oft noch und zwar mannigfach durch zweifelhafte Mittel ausnützt, viele innere soziale Verstimmungen und Kämpfe erzeugt. Die Neigung des Juden, wo er in eine einflußreiche herrschende Stellung kommt, die Germanen und Christen zu benachteiligen, ist noch so mannigfach vorhanden, daß Rückschläge in der judenfreundlichen Stimmung aller Liberalen immer wieder vorkommen, und daß die Verstimmungen konservativer, bäuerlicher, kleingewerblicher, hausindustrieller Kreise heute noch nicht so weit verschwinden können, wie in Westeuropa. Es ist daher im Interesse der Juden selbst, daß ihre Vorherrschaft in gewissen Stellungen, Berufen, Ämtern, nicht zu sehr, nicht zu sichtlich sich geltend mache. Starke Verstimmungen müßten kommen, wenn es den Anschein gewinnt, eine Stadt wie Berlin sei wesentlich in ihrer Verwaltung durch Juden beherrscht. Daß dieser Beherrschung ihre Spitze abgebrochen wird durch einen Oberbürgermeister wie Wermuth, sehen die Fernerstehenden nicht so wie den Einfluß der jüdischen Führer. Die Überlegenheit des jüdischen Geschäftsmannes mag sich heute vielfach beschränken auf gewisse ländliche und kleingewerbliche Kreditverhältnisse; der Wucher auf dem Lande mag stark abgenommen haben. Aber vorhanden ist er immer noch, und das Volk glaubt daran, fühlt sich mehr getröstet dadurch, daß an anderen Stellen dem Juden auch nicht volle Gerechtigkeit widerfährt.

Das ist gewiß der Fall in der jüdischen Offiziersfrage. Die Nichtwahl von tüchtigen Juden in die meisten Regimenter zum Reserveoffizier ist gewiß ein Verstoß gegen die verfassungsmäßig garantierte Rechtsgleichheit. Aber es fragt sich, ob es heute schon angezeigt wäre, das freie Wahlrecht des Offizierkorps aufzuheben, ob, wenn bloße Ernennung von oben her entschiede, das Offizierkorps nicht dadurch geschädigt würde, viel von seiner wünschenswerten Einheitlichkeit und Harmonie verlöre.

Wenn heute der betreffende Offizierskandidat sich taufen läßt, so wird er in der Regel gewählt. Das empört die Gefühle aller freier Denkenden. Aber es darf auch nicht übersehen werden, daß die strengen und orthodoxen Christen eben heute noch glauben, daß der getaufte Christ zu Gott durch die Taufe in ein ganz besonderes, ihn innerlich umbildendes Verhältnis komme. Das glaubt der Freidenker nicht, er findet mit Recht, daß meist die charakterlosen Juden es sind, die sich aus äußerlichen Gründen taufen lassen. Aber wer auf mystisch-orthodoxem Standpunkt steht, wie ein Teil unserer östlichen Landaristokratie, ein großer Teil unserer Offiziere, kann nicht so urteilen. Übrigens weiß ich aus zuverlässiger Quelle, daß neuerdings vielfach und gerade in Berlin Wahlen von jüdischen Reserveunteroffizieren zum Leutnant stattfanden. Es soll schon etwa 200 solche geben. Und ich hoffe, das wird so bleiben und sich ausdehnen. Diese Hoffnung wird sich in dem Maße realisieren, als die religiösen Gegensätze sich mildern, als der innere sittliche Gehalt der christlichen und der jüdischen Religion mehr als das Dogma und die Mystik zur Hauptsache werden; als die Juden selbst da, wo sie die Macht haben, ebenso duldsam und gerecht gegen die Nichtjuden werden, wie sie es von den Christen verlangen.

Hätten wir nur Nathan-Naturen unter unseren 600 000 deutschen Juden, so gäbe es überhaupt heute kaum eine Judenfrage mehr; aber wir haben

auch noch Shylock-Naturen, und die Mehrzahl der Juden steht vielleicht zwischen diesen beiden Extremen in der Mitte. Ganz ebenso ist es freilich auf christlicher Seite. Peccatur intra muros et extra.

Die christlichen und die jüdischen Nathan-Naturen müssen sich die Hand reichen, um die jüdischen Shylock-Naturen und den christlichen Rassenstolz und die althergebrachten Vorurteile, die Sitten, die zur Unsitte geworden sind, zu bekämpfen. Dazu wird sicher der Krieg wesentlich beitragen. All Derartiges braucht aber Zeit. Ich bin sicher, daß in hundert Jahren das meiste, was die besten Männer auf beiden Seiten heute beklagen, beseitigt oder so gemildert ist, wie wir es wünschen müssen.

Aber von heute auf morgen lassen sich bestehende Massenüberzeugungen und die entsprechenden Sitten nicht ändern.

Berlin den 12. Januar 1917.

(Wir kommen auf diese Ausführungen des Hrn. Geheimrat Schmoller noch zurück. D. Red.)

Keine Besserung in Rußland.

Bei der Besprechung des neuen Gesetzentwurfes der russischen Regierung betreffs der Kreisverwaltungen und Semstows traten gegen die in diesem Entwurfe enthaltenen Beschränkungen und Rechte der Juden der Vertreter der Arbeitergruppe Kerenski und der bekannte Führer der Kadetten Roditschew hervor.

Kerenski wies darauf hin, daß der im Entwurf angeführte Ausschluß der Juden aus der Verwaltung bis zur Durchführung ihrer völligen Gleichberechtigung im offenen Widerspruche steht zu den früheren Versprechungen der Regierung, nationale Beschränkungen abzuschaffen und die bestehenden Ausnahmegesetze der Juden nach und nach bei der Durchführung jeder einzelnen Reform zu beseitigen. Ferner schilderte er den Gegensatz zwischen dem grausamen Verhalten der russischen Beamten und dem herzlichen, mitleidsvollen Verhalten der russischen Bauern gegen die armen, vom Kriegsschauplatz ausgewanderten Juden. Indem er die Heuchelei der russischen Regierung, die vorgibt, für Recht, Freiheit und Gerechtigkeit der kleinen Nationen zu kämpfen, ins richtige Licht setzte, schloß er mit folgenden Worten:

„Ihr, meine Herren, seid die Besiegten, weil ihr neue Waffen in die Hand unserer Gegner drückt, welche behaupten, daß das Wort „nationale Gerchtigkeit" in dem Munde der Entente eine Falschheit und Lüge sei, solange ihr einem Rußland angehört, das die nationale Hetze weiter betreibt und noch verschärft".

Im gleichen Sinne sprach auch Roditschew, der u. a. ausführte, daß das russische Volk schon Jahrzehnte einer menschenwürdigen Lösung der Verwaltungsfrage harrte. Die immer größeren Opfer, die vom russischen Volke verlangt werden, müßten doch wenigstens durch die Gleichberechtigung aller Bürger belohnt werden. Mit dem Ausschluß der Juden aus der Verwaltung fügt die russische Regierung dem allgemein menschlichen wie auch dem nationalen und persönlichen Rechtsgefühl des russischen Volkes eine tiefe Beleidigung zu. Die Annahme dieses Gesetzes würde verhängnisvoll für die russische Regierung und ihre Politik werden.

Das Gesetz wurde trotzdem in der ersten Form mit allen Beschränkungen angenommen. Damit ist wieder eine Hoffnung, daß der Krieg irgendeine günstige Folge für die Lage des jüdischen Volkes haben könnte, endgültig geschwunden.

Die soziologischen Grundlagen der Entwicklung des Judentums.

Über dieses Thema sprach Herr Prof. Dr. Max Weber-Heidelberg am Mittwoch Abend vor zahlreichen Zuhörern im Sozialwissenschaftlichen Verein. Seine Ausführungen befaßten sich mit den sozialen Verhältnissen im alten Judentum, bei deren Schilderungen er im Wesentlichen die Ergebnisse der modernen Bibelkritik (Gret-Wellhausensche Theorie) zu Grunde legte. Aus dem ungemein anregenden Vortrag sei das Folgende herausgegriffen:

Was sind die Juden der Vergangenheit? fragte der Vortragende, und seine Antwort lautete: ein Pariavolk, d. h. ein Gastvolk, das nicht bodenständig und aus rituellen Gründen vom Wirtsvolk abgesondert ist. Der Name Pariavolk weist nach Indien, und man kann die Lage des jüdischen nur durch eine Parallele mit dem indischen Volk verstehen. In Indien bedeutet „Pars" die Kaste, den Stand, der rituell gesondert ist von anderen Ständen. Die einzelnen Kasten haben hier keine Speisegemeinschaft mit einander, und das Mitglied irgendeiner Kaste strebt nicht, in eine andere Kaste zu gelangen, sondern sieht die ihm von seiner Religion auferlegte Aufgabe in der treuen Erfüllung aller Pflichten gegen seine Kaste. Während aber der indische Paria in einem Kastenvolk lebt, ist das Judentum eine Pariakaste in einer kastenlosen Umwelt.

Um dies und die hieraus sich ergebende soziale Zusammensetzung Alt-Israels zu verstehen, muß man sich klar machen, daß Palästina seit jeher ein Land der Karawanenstraßen war, in dem die verschiedensten Stämme saßen. Ursprünglich ist der Beduine, der als Kain, d. i. der „Gezeichnete" gilt (vgl. der „Kenite"), der Bewohner der Städte, zu dem die Israeliten als Bauern im Gegensatz waren. Erst allmählich wurden die Juden ein städtisches Patriziervolk. Die Bauern bildeten den Heerbann. Erst mit dem Ritterheer der Könige verschwand der Heerbann der Bauern; aus ihnen bildete sich die Schicht der Armen, welche die Ritterrüstung nicht bestreiten konnten, da zu dieser Zeit der Heerbann aus Leuten bestand, die sich als Ritter ausrüsten konnten. So wurden in der Zeit der Könige die Bauern zu einer politisch entrechteten Schicht. Eine andere Schicht neben den eigentlichen Bauern waren im alten Israel die Schaf- und Ziegenhirten. Ein Beispiel für diese

sind die Erzväter. Sie waren eine streng friedliche Klasse, die jedes Heldentum vermissen läßt und deren Waffe Schwäche und List war. Abraham gehört zu einem Pariastamm, ebenso Abel der Hirt, der mit Kain, dem Städtebauer keine Gemeinschaft hat. Der Viehzüchterstamm spaltet sich wieder in einzelne Gruppen, deren jede sich eigne Weidereviere suchen muß.

Bei einem Leben in Wüste und Steppe sind die einzigen Verbände von Dauer die religiösen Verbände, wofür der Islam ein lebendiger Beweis ist. Der religiöse Bund, wir wir ihn in der Gemeinschaft der Rechabiten verkörpert sehen, durchzieht denn auch von Anfang an das israelitische Leben. Auf dem B'rith, dem Kontrakt, beruht das Leben der einzelnen Stämme, deren Gemeinschaft viel Ähnlichkeit mit der schweizerischen Eidgenossenschaft hat.

Die Eigentümlichkeit des israelitischen Bundes war die, daß er ein ritueller Bund mit dem Stammesgott war. Daraus ergaben sich gewisse Folgen: 1. Der israelitische Bundeskrieg kann jederzeit zu einem heiligen Krieg erklärt werden; 2. das israelitische Heer ist ein heiliges Heer; 3. die Aufnahme in den Bund wird durch das Zeichen der Beschneidung kenntlich gemacht; 4. die Kriegerekstase, wie wir sie bei Simson finden, ist eine heilige Ektase. (Der „Nasir" entspricht dem „Berserker" der Germanen, er ist der heilige Krieger, während die Nebijim eine Klasse kiegerischer Ekstatiker oder Derwische war, aus der später die Propheten hervorgingen.) Das charakteristischste Merkmal des Bundes ist, daß er kein Bund, den Gott garantiert, war, sondern ein Bund mit Gott als Vertragspartei.

Träger des Kults sind die Propheten. Sie sind keine Krieger, aber oft Ekstatiker, die nicht in der Ekstase reden, sondern den Sinn der Ekstase hinterher verkünden, die sich nicht gleich dem Mystiker mit Gott vereint fühlen können, sondern sich dem Willen des Höchsten unterwerfen. Sie unterscheiden sich von dem Nebijim der früheren Zeit dadurch, daß ihre Ekstase streng endogen ist. Der Prophet ist ein Einsamer, der zum Stadtvolk geht, das in ihm seinen Vertreter sieht. Die Propheten sind die Vertreter der politischen Demagogie. Zur Zeit der Bauernheere hat Gott dem gesamten Volke Israel geholfen, zur Zeit der Ritterheere schützt er das Volk gegen die Willkür der Könige.

Das politische Programm der Propheten verbietet jede Weltpolitik, weil nur dadurch eine Verbindung mit den Fremdstämmigen verhindert werden kann. Gott steht im Bund mit Israel, und deshalb wird er Israel schwerer strafen als andere Völker, wenn es den Bund mit ihm bricht.

Was nun den Inhalt der Prophetie betrifft, so liegt er in der Verheißung des „Tages Gottes". Ursprünglich als ein riesiger Sieg und ein Tag des Rechts gedacht, wurde er bei den Propheten später zu einem Tag des Unheils, auf den schließlich nach der Vernichtung des Volkes bis auf einen Rest der Tag des Heils folgte. Mit dieser Verheißung bezweckten die Propheten: 1. jede Spekulation auf den Sinn des Lebens abzuschneiden und alle Kräfte auf das Diesseits zu konzentrieren; 2. die Rache gegen die Feinde lebendig zu erhalten; 3. dem Tag des Heils entgegenzusehen.

Der Schluß des Vortrages brachte den eigentlich wichtigsten Teil der Ausführungen. Der Redner stellte hier die Frage, wie sich das Christentum zur jüdischen Frage verhalte. Es ist bekanntlich von zahlreichen christlichen Theologen, z. B. Harnack, versucht worden die Ethik des Judentums zur Zeit der Entstehung des Judentums als tiefstehend hinzustellen, um durch die Gegenüberstellung von christlicher und jüdischer Ethik die erstere als durchaus überlegen zu kennzeichnen. Entgegen dieser Anschauung kam Professor Weber zu dem Schluß, daß zwischen der Alltagsethik des Christentums und derjenigen des Judentums kaum ein Unterschied bestehe, daß vielmehr die sittlichen Werte des Christentums durchweg schon im Judentum enthalten waren. Das Unterscheidende sei nur die Außeralltagsethik, die Lehre vom Pneuma, dem Geist Gottes im Christentum, den auch der Nichtbeschnittene besitzen kann, der das Christentum zu einer massenekstatischen Religion stempelt, welche die Pariastellung des Judentums durchbrochen hat.

Eine unerwartet große Zahl von — meistens jüdischen — Zuhörern folgte dem sehr fesselnden Vortrag, der nicht immer eine strenge Gliederung des Stoffes erkennen ließ (z. T. deshalb, weil Prof. Weber nur auf ein wissenschaftlich vorgebildetes Publikum gerechnet hatte, und deshalb mitunter bei Einzelheiten, die zum Verständnis des Ganzen notwendig waren, länger als beabsichtigt verweilen mußte), aber dafür eine Fülle interessanter Einzelheiten brachte. Die Mehrzahl der Hörer hatte den Eindruck, hier Dinge vernommen zu haben, die den meisten bis dahin vollständig unbekannt gewesen. Es wäre wohl zu wünschen, daß diese vom Sozialwissenschaftlichen Verein ausgehende Veranstaltung jüdische Vereine anregte, sich auch selbständig mit der wissenschaftlichen Erforschung jüdischer Verhältnisse zu biblischen Zeiten zu befassen. H. H. C.

Die American Federation of Labour zur Judenfrage.

Die 36. Konvention der A. F. o. L., abgehalten in Baltimore vom 13.—21. November 1916, hat nachstehende Resolution angenommen, die vom Verband der Damenschneider beantragt wurde:

„In Erwägung, daß der europäische Krieg mit jedem Tage an Umfang und Entsetzlichkeit zunimmt, und die unglücklichen Nationen, die von ihm heimgesucht wurden, anscheinend machtlos sind, der schrecklichen gegenseitigen Zerstörung und dem Blutvergießen Einhalt zu tun;

in Erwägung, daß viele Nationen in Europa von den Großmächten politisch unterdrückt, ihrer Selbstverwaltungsrechte beraubt und in ihrer freien nationalen und kulturellen Entwicklung gehindert werden, daß sie unterjocht, mißhandelt und verfolgt werden, so daß die Existenz derartiger unterdrückter Nationalitäten und ihr natürlicher rechtmäßiger Kampf für Befreiung einen frucht-

baren Boden für internationale Streitigkeiten und Kriege bilden;

in Erwägung, daß einige europäische Länder das jüdische Volk in seinen politischen, nationalen und bürgerlichen Rechten beschränken, die die übrige Bevölkerung dieser Länder besitzt, ungeachtet dessen, daß zu gleicher Zeit die Juden ungezählte Opfer an Eigentum und Blut für die Länder bringen, in denen sie geboren sind und sich eingebürgert haben;

und in weiterer Erwägung, daß die internationale Bewegung der organisierten Arbeiterschaft die Abschaffung aller Formen der Unterdrückung und Rechtsbeschränkung, der nationalen Rassenbeschränkungen, ebenso wie der politischen und wirtschaftlichen erstrebt, sei beschlossen, daß die Konvention der American Federation of Labour, versammelt in Baltimore 1916, die Resolution unterstützt, eingebracht im Repräsentantenhause vom Kongreßmann Meyer London und im Senat vom Senator Lyne, die den Präsidenten der Vereinigten Staaten auffordert, dauernden Frieden auf gerechten Grundlagen zu errichten, in dem vorgesehen sind: die Schlichtung internationaler Streitigkeiten in der Zukunft in wirksamer Weise, bestimmte Bürgschaften für die politische Selbstverwaltung der unterdrückten Nationen und für die Abschaffung aller politischen, nationalen und bürgerlichen Beschränkungen für das jüdische Volk;

es sei ferner beschlossen, daß die organisierten Arbeiter der Vereinigten Staaten von der A. F. L. aufgefordert werden, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, moralisch und materiell, ihre leidenden arbeitenden Brüder, die Opfer des Krieges, der politischen, religiösen oder Rassenfolgung zu unterstützen,

es sei ferner beschlossen, daß Abschriften dieser Resolution dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, dem Secretary of State, dem Präsidenten des Senats und dem Speaker des House of Representatives mitgeteilt werden sollen."

Auch eine Statistik.

Im „N. Münchner Tagblatt" Nr. 12 pro 1917 steht über den bayerischen juristischen Staatskonkurs folgendes: „Am juristischen Staatskonkurs nahmen infolge des Krieges im ganzen nur 128 Kandidaten teil. Eine größere Anzahl ist während des Konkurses zurückgetreten. Wie sehr die Katholiken bei Besetzung höherer Stellen noch zurückstehen, beweist die Tatsache, daß unter der Gesamtzahl der angemeldeten Kandidaten sich 50 Juden befanden, ein ganz unverhältnismäßiger Prozentsatz, auch wenn man bedenkt, daß so viele junge Leute im Felde stehen. Von Bayerns Bevölkerung sind nämlich 70.6 Prozent Katholiken, 28.2 Prozent Protestanten und nur 0.8 Prozent Israeliten." Hierzu macht das „Bayerische Vaterland" die geschmackvolle Bemerkung: „Während die im Felde und in den Schützengräben stehenden jungen Juristen der christlichen Konfessionen sehr viel von ihrem bisher aufgespeicherten Wissen vergessen und infolge der unausbleiblichen Kriegsnervosität sich später wieder recht schwer einarbeiten werden, obliegen die jungen Judenjuristen im Inland anstandslos dem Studium und können leicht gute Examina machen. Ist es gerecht und nötig, „daß die christliche Juristenwelt im Felde draußen, verblutet, und das Juristentum im Inland ganz verjudet?" Unter den derzeit obwaltenden Verhälthältnissen dürfen wir uns für lange Zeit nur auf „salomonische Urteile" gefaßt machen. Totus mundus „Au weih" clamabit."

Die hypothetische Art, wie in den Angaben des „N. Münch. Tagblattes" Zahlen „verwertet" sind, um ein gewünschtes Ergebnis zu errechnen, macht dem Scharfsinn des betreffenden Herrn alle Ehre und wir wundern uns nur, daß er nicht eine Beteiligung der Juden von 101 Prozent herausrechnete. Wir können die Ziffern im Augenblick nicht nachprüfen und behalten uns vor, darauf zurückzukommen. Aber nehmen wir nun einmal an, die Gleichung würde stimmen: was beweist sie und was will ‚man" damit beweisen? War es vielleicht die Absicht des Einsenders, den nichtjüdischen Rechtspraktikanten unter die Nase zu halten: seht die Juden sind strebsamer und fleißiger wie ihr, die scheuen sich trotz der Erschwerungen des Kriegsdienstes nicht, die Bürden von Prüfungen auf sich zu nehmen, sie bringen neben den körperlichen Anstrengungen noch die geistige Kapazität zu intensiver wissenschaftlicher Arbeit auf —in höherem Grade als ihr!?

Nein, das wollte „man" gewiß nicht sagen; denn „man" befreit ja flugs die Prüflinge überhaupt vom Kriegsdienst — als ob es keine Beurlaubungen für Examina gäbe. Im Gegenteil, man hat nicht einmal versucht, nachzuweisen, daß der Anteil der jüdischen Rechtsstudierenden am Heeresdienst wirklich ein geringerer ist als der der nichtjüdischen. Diese Voraussetzung soll doch erst — welch schöner Kreislauf — mit den Ergebnissen bewiesen werden.

Aber was anderes: Der nichtjüdische Rechtspraktikant ist in den allermeisten Fällen schon von Hause aus Reserveleutnant, oder wird in beschleunigtem Tempo Offizier, wenn ers nicht schon war. Und wenn er untauglich gewesen oder geworden ist — und nicht selten auch ohne dies — kommt er in leitende Posten in der Zivilverwaltung der besetzten Gebiete, oder in höhere Beamtenstellen auf Kriegsdauer bei Etappe und Militärverwaltung. Kurzum für ihn ist gesorgt und er hat nicht nur eine seiner Vorbildung entsprechende Beschäftigung, ja mehr als das: Gelegenheit sich zu entwickeln — er hat auch ein meist recht anständiges Gehalt, das er nicht gerne aufgibt um Staatsprüfungen zu machen. Ja endlich er wird mit maßgebenden Stellen bekannt, er „lanziert" sich und das ist für seine spätere Entwicklung mehr wert, als die Frage, ob er sein Examen ein Jahr früher oder später bestanden hat.

Theoretisch besteht bekanntlich Gleichheit; aber in der Praxis? Wie viele jüdische Juristen befinden sich denn militärisch in so gehobenen Stellungen, daß sie auf ein Examen verzichten können? Wie vielen haben aus den Erfahrungen, die sie während des Krieges machten, die Überzeugung genommen, daß sie nicht nach dem Kriege noch mehr als früher durch Tüchtigkeit hervorragen müssen, wenn sie sich gegenüber jenen behaupten wollen, die ihnen um eine . . . . Nasenlänge voraus sind?

Die „Jca“ während des Krieges.

(Schluß.)

5. Rußland.

Infolge der schwierigen Verhältnisse hat die Ica nur allgemeine Nachrichten über die Tätigkeit ihrer Untersuchungen im Jahre 1915 erhalten. Die kriegerischen Ereignisse haben die Tätigkeit in den nordwestlichen Gouvernements unterbrochen, während sie in anderen Teilen des Landes zum Teil fortgesetzt werden konnte. In den Kolonien des Gouvernements Cherson gab es 1915, dank den Witterungsverhältnissen ein gutes Jahr. Die Weizen-, Gerste-, Roggen- und Weinernte war ungewöhnlich gut. Infolgedessen konnten Rückzahlungen bis zur angesetzten Summe von 60 000 Rubel geleistet werden. Nur ein Teil der im Budget vorgesehenen Ausgaben, nämlich 24 169 Rubel (von 41 210 Rubel) wurde gebraucht. Unter den herrschenden Umständen wurde es für ratsam erachtet nur unbedingt notwendige Ausgaben zu machen und von neuen Unternehmungen ganz abzusehen. Die genossenschaftlichen Darlehenskassen setzen ihre Arbeit in diesen Kolonien fort. Auch im Gouvernement Jekaterinoslaw war die Ernte in den Kolonien gut. Getreide erzielte vorteilhafte Preise, ebenso Wein und Milchprodukte. Trotzdem wurden statt 40 000 Rubel nur 27 680 Rubel zurückgezahlt. Dieses Ergebnis erklärt sich aus der moralischen Depression der Kolonisten, die in der Erwartung schwerer Zeiten so sparsam wie möglich ind. Statt 26 930 Rubel wurden nur 15 500 Rubel ausgegeben da verschiedene Ausgaben erheblich gekürzt wurden.

In den Kolonien von Beßarabien und Podolien beschäftigten sich die Kolonisten vorwiegend mit Wein- und Tabakbau. Es wurden gute Ernten und hohe Preise, besonders für Tabak, erzielt. Der Geschäftsgang war durch die herrschenden Verhältnisse beeinträchtigt. Es waren Kredite von nur 17 855 Rubel vorgesehen, von denen aber nur 11 125 Rubel ausgegeben wurden. An Darlehen wurde nur gewährt: 600 Rubel für den Ankauf von Kühen und 3750 Rubel an 32 Tabakpflanzer. Bemerkt sei jedoch, daß der Darlehensfonds in Resina einen besonderen Fonds von 50 000 Rubel besitzt, aus dem 450 Pflanzer Darlehen erhalten konnten. Die Rückzahlungen von 21 674 Rubel übersteigen den Schätzungsbetrag. Diese Ergebnisse erscheinen umso günstiger, als die Kolonien dem Kriegsschauplatz so nahe sind.

Der Gemüsegarten in Soroki ergab infolge der allgemeinen Verhältnisse nur mäßige Resultate. Er hatte nicht nur unter Verkäufen zu schlechten Preisen zu leiden, sondern auch unter der Requirierung der Transportmittel durch das russische Heer, so daß häufig Aufträge nicht ausgeführt werden konnten. Das Einkommen betrug 5781 Rubel statt des im Budget angesetzten Betrages von 8400 Rubel. Trotz beschränkter Ausgaben war ein Defizit von 4274 Rubel vorhanden.

Der Einfluß des Kriegs machte sich auch in der jüdischen Darlehens- und Sparkasse fühlbar. Einige Filialen in der Nähe des Kriegsschauplatzes mußten geschlossen werden, andere ihre Tätigkeit vermindern. Die meisten arbeiten jedoch weiter. Wenngleich die Mobilisation das Wirtschaftsleben störend beeinflußte, ist doch andrerseits durch Arbeiten für den Heeresbedarf das industrielle und kommerzielle Leben gehoben worden, was den obigen Kassen zu Gute kam. Leider befindet sich ein Teil dieser Kassen, 277, von denen 85 einen Betrag von 365 000 Rubel schulden, im okkuppierten Gebiet.

Um denjenigen ihrer Mitglieder, die Handwerker oder Arbeiter sind, Arbeit zu verschaffen, haben einige der Kassen Heereslieferungen ausgeführt. Andrerseits mußten andre Kassen ihren Mitgliedern das zum Leben Notwendigste zur Verfügung stellen. Die Kassen für landwirtschaftliche Kolonien gewährten Darlehen auf Getreide, damit die Kolonisten ihre Ernte zu den besten Preisen verkaufen konnten.

Die Warschauer Bank hielt es nicht für notwendig, den Kassen ihre Untertützung zu entziehen, obgleich sie neue Darlehen nur mit großer Vorsicht gewährte. An neuen oder versprochenen Krediten zahlte die Bank im Laufe des Jahres 810 000 Rubel aus, während sie 378 700 Rubel aus Rückzahlungen erhielt. Diese Zahl beweist, daß trotz der ungünstigen Verhältnisse die Genossenschaftskassen ihre Pflichten genau erfüllen.

Zwei Kassen wurden 1915 außerhalb des Ansiedlungsrayons errichtet, die eine in Jekaterinenburg, die andere in Perm. Weitere Gründungen sind geplant.

Der Elementarunterricht hat durch den Krieg gelitten. Einige der Ica-Schulen sind im besetzten Gebiet; bei andren verringerte sich die Unterstützung durch die ansässige jüdische Bevölkerung. Damit diese Institute nicht geschlossen zu werden brauchten, erhöhte die Ica ihre Subvention.

Die Grodnoer Lehrerseminarkurse wurden bei der Einnahme der Stadt erst nach Charkoff verlegt. Sie werden fortgesetzt, obgleich sich durch den Heeresdienst die Zahl der Studenten verringert hat.

6. Cypern.

Die Ergebnisse der lanwirtschaftlichen Arbeit in den Kolonien auf Cypern im Jahre 1915 waren befriedigend. Der Durchschnittsbetrag von 115 Franken per Hektar ist in den letzten Jahren selten erreicht worden. Dieser Betrag wurde eher durch günstige Verkaufsbedingungen als durch größere Ernten erzielt. Die Kolonisten hatten freilich von den höheren Preisen keinen Vorteil, da sie den größten Teil ihrer Ernte für eigenen Gebrauch und als Viehfutter zurückbehalten mußten. Sie konnten daher ihre Schulden an die Gesellschaft nicht zurückzahlen.

Die ungünstige Lage der Kolonie und Differenzen zwischen der Verwaltung und den Kolonisten machten es notwendig, einen Inspektor nach Cypern zu senden. Dank seines Eingreifens wurden verschiedene Maßnahmen getroffen, die sich hoffentlich als günstig für die Kolonisten erweisen werden.

Welt-Echo

Die Antwort des Königs auf den Glückwunsch der bayerischen Rabbiner. Auf das Glückwunschtelegramm, das die Rabbiner Bayerns durch ihren Vorsitzenden Professor Rabbiner Dr. Werner in München an den König zu dessen Geburtsfest sandten, erging folgende Antwort: Die Rabbiner des Königsreichs haben meines Geburtstages mit warmempfundenen Glückwünschen für mein und des Vaterlandes Wohl gedacht. Von Herzen sage ich ihnen für den neuen Beweis treuanhänglicher Gesinnungen meinen aufrichtigen Dank. Ludwig.

Außerdem erging folgendes Dankschreiben aus des Königs Kabinett an Distriktsrabbiner Dr.

Meyer: Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich mitzuteilen, daß Se. Majestät der König Ihre in der Nr. 2 der „Deutschen Israelitischen Zeitung" abgedruckte Festpredigt zum Allerhöchsten Geburtsfeste gelesen haben. Seine Majestät waren über die darin zum Ausdruck gebrachte treuanhängliche Gesinnung erfreut und sagen Euer Hochwohlgeboren für die herzlichen Segenswünsche und für die Entsendung der Festschrift besten Dank. Im allerhöchsten Auftrag: v. Dandl, k. Staatsrat i. ao. Dienst.

Wie ist es möglich? Aus Niederbayern wird dem „Bayerischen Vaterland" geschrieben: „In niederbayerischen, gesellschaftlichen Kreisen wird folgender Kriegswitz erzählt: Eine Deputation beurlaubter Feldgrauer, direkt vom Schützengraben kommend, ersuchte um Audienz beim Himmelvater, die denselben anstandslos gewährt wurde. „Lieber Himmelvater, baten sie mit erhobenen Händen, sei so gnädig und schau Dir einmal den Jammer und das Elend in den Schützengräben an und wir vertrauen zu Deiner Allmacht und Güte, daß Du diesem elenden Krieg ein baldiges Ende bereiten wirst. Der Himmelvater erklärte infolge Überanstrengung keine Zeit zu haben, worauf die Deputation weiter bat: „Dann lieber Himmelvater — schicke uns Deinen geliebten Sohn, auf daß er uns helfe." Ein strenges „Nein" des Himmelvaters erfolgte mit der Begründung: Ich habe einmal zur Rettung der Menschheit meinen Sohn auf die Welt gesandt und aus Dank hiefür haben die Juden denselben ans Kreuz geschlagen. Diese Möglichkeit, erklärte die Feldgrauendeputation, ist diesmal ausgeschlossen, denn: in den Schützengräben ist kein Jude! Ob etwas mehr als nur ein Körnchen Wahrheit in diesem Kriegswitz liegt?"

Wie ist es möglich, daß eine bayerische Zeitung so etwas und jeden Tag ganz ähnliche Dinge, die an die von der Regierung gebilligten Methoden erinnern, mit denen die russischen Pogromhetzer zu arbeiten pflegen, veröffentlichen darf, ohne daß die maßgebenden Stellen sie auf den durch diese Beschimpfung einer Bevölkerungsschicht in Deutschland durchbrochenen Burgfrieden hinweisen?

Weitere Verläumdungen. Das „Bayer. Vaterland", das sich andauernd die gröbsten Verläumdungen jüdischer Mitbürger gestatten darf, behauptet, daß der Besitzer der Bethlehem Steel Works, in denen gewaltige Munitionsmassen für die Alliierten hergestellt werden, ein Jude sei. Diese Behauptung kann nur als beklagenswerte Unkenntnis oder als wissentliche Verdächtigung aufgefaßt werden, denn selbst das „Bayer. Vaterland" dürfte wissen, daß Schwab einer deutschen kathol. Familie entstammt. Er ist der Sohn von Gustav und Elisabeth Catharina Schwab, geb. von Post und hat erst vor wenigen Jahren eine gewaltige Summe zur Stiftung einer katholischen Kirche in Loretto verwendet. Es handelt sich hier also um einen katholischen Verräter seiner Heimat!

Herr Rabbiner Dr. Pinchas Kohn hat seiner Ansbacher Gemeinde mitgeteilt, daß er seine Stellung kündigen müsse, da er zwei bis drei Jahre in Warschau zu bleiben gedenke und daher seinen Amtspflichten in Ansbach vorläufig nicht nachkommen könne.

Eine Beratungsstelle für jüdische Verlagsangelegenheiten wurde im Anschluß an den Berliner Delegiertentag der Zionistischen Vereinigung für Deutschland vom neugebildeten Hauptausschuß für jüdische Kulturarbeit gebildet. Die Beratungsstelle, deren Leiter Herr M. Calvary, Crossen a. O. ist, gibt Autoren, Vereinen, event. auch Verlegern bezüglich der Herausgabe jüdischer Werke Auskunft.

Ein jüdischer Kongreß in Stockholm, zum großen Teil besucht von Flüchtlingen aus den kriegführenden Ländern, ist am 22. Januar eröffnet worden. Vertreter aus Kopenhagen, Christiania, Bergen, Trondjem, Stockholm, Gotenburg und Malmö sind erschienen. Der Stockholmer jüdische Rabbiner hielt die Begrüßungsrede. Der Kongreß soll über die Mittel zur Linderung der Not der Juden in den kriegführenden Ländern verhandeln und für die Lösung der jüdischen Probleme nach Friedensschluß arbeiten. Er findet auf Initiative des skandinavischen „Zentralkomitees für die Hilfe für Juden, die durch den Krieg Not leiden", statt.

Der polnische Staatsrat. Dem polnischen Staatsrat, der sich nunmehr konstituiert hat, gehören 25 Mitglieder an, 15 aus dem deutschen und 10 aus dem österreichischen besetzten Gebiet. Diesem Parlament, das den neuen polnischen Staat organisieren und die polnische Armee bilden soll, gehört als einziger jüdischer Vertreter Herr K. Natanson an, der durch seine energische polnisch-assimilatrische Arbeit bekannt ist und dessen Familie getauft ist. Angesichts der Tendenzen des Herrn Natanson ist es also richtiger zu sagen, daß die Juden Polens, die 15 Prozent der Gesamtbevölkerung bilden, im Staatsrat überhaupt unvertreten geblieben sind — eine Tatsache, die beängstigende Ausblicke in die Zukunft eröffnet.

Polnisch-assimilatorische Tätigkeit. Im Lager der Warschauer Assimilanten, die sich in Alt- und Neo-Assimilanten geteilt haben, entstand eine neue Gruppe, die sich „Aktivisten" nennt und die an ihre Mitglieder u. a. die Verpflichtung stellt, „polnisch zu denken und fühlen". Die Gruppe bildete einen Sportverein, dessen Mitglieder bestrebt sind, die jüdische Jugend, besonders die der Mittelschulen, von den jüdisch-nationalen Sportvereinen abwendig zu machen.

Hebräisch als Kommandosprache in den jüdischen Turn- und Sport-Vereinen wurde in einer Versammlung von Vertretern dieser Vereine am 14. ds. Mts. in Lodz nach längerer Debatte mit 48 gegen 28 Stimmen angenommen.

Zur Versorgung der jüdischen Arbeiter Palästinas mit Lebensmitteln wurde eine Genossenschaft namens „Hamaschbir" in Galiläa gegründet. Ihre Aufgabe ist es, wenn das Getreide noch auf der Tenne liegt, größere Mengen von Brotweizen und andern Nahrungsmitteln aufzukaufen, um sie während des Jahres zu mäßigen Preisen an ihre Mitglieder abzugeben.

Amerikanisch-jüdische Hilfsaktion. Bei einer Massenversammlung in New York,. die eine Einleitung der neuen Aktion zur Aufbringung von 10 Millionen Dollars durch das amerikanisch-jüdische Hilfskomitee bildete, wurden sofort annähernd 3 Millionen Dollars gezeichnet.

In der „Zukunft", der von Maximilian Harden herausgegebenen Zeitschrift ist in der Nummer vom 19. Januar ein längerer Aufsatz von Max Brod über „Die dritte Phase des Zionismus" erschienen. Wir werden auf diese Arbeit noch zurückkommen.

Feuilleton

Der Scheidebrief.

Ein Akt in drei Bildern.

Von Scholem-Alechem.

Aus dem Jüdischen.

Personen:

Sara-Chantzi, Hausfrau, leitet die Geschäfte.
Ruben-Hersch, ihr Mann, ein Schriftgelehrter.
Etel, deren Tochter, eine junge Frau.
Motel, Etels Mann.
Levi-Benjamin, Motels Freund, ein „Aufgeklärter".
Reb Scholom-Schadchen, ein Heiratsvermittler.
Reb Orke, der Rabbiner des Städtchens.
Frume-Liebe, seine Gattin.
Reb Sacharia, der Gemeindeschreiber, trägt immer ein grünes Tuch.
Judel, Gemeindediener, ein rühriges Männlein; einäugig.

Zwei Zeugen. Zehn Juden.

Ort der Handlung:

ein kleines Städtchen im Osten.

Zeit: voriges Jahrhundert.

Erstes Bild.

Ein einfaches, nach altjüdischer Weise möbliertes Zimmer.

1. Szene.

(Ruben-Hersch sitzt auf einem Stuhl an einem großen viereckigen Tisch, in ein Buch vertieft. Am Kamin sitzt Sara-Chantzi und strickt behend. Sie ist in ihre Arbeit sehr vertieft.)

Sara-Chantzi: (zählt die Maschen des Strumpfes): Eins, zwei, drei, vier, fünf . . . Ruben-Hersch! Sechs, sieben, acht, neun, zehn . . . Ruben-Hersch!

Ruben-Hersch (den Kopf vom Buche erhebend): Ha?

Sara-Chantzi: Ha? Ha—cken soll es dir im Kopf! Zehnmal muß man dich rufen, bis du einmal gnädigst antwortest!

Ruben-Hersch: Was ist denn wieder los?

Sara-Chantzi: Was soll los sein? Gar nichts! Er hat sich mit'm Schwiegersohn verabredet, sie sollen mich, für Zions Feinde gesagt, zu Lebzeiten in die Erde hineinjagen!

Ruben-Hersch: Da hast du wieder was Neues! Was wirst du wieder erfinden?

Sara-Chantzi: Erfinden? Ich erfinden? Was, Ruben-Hersch? Wer ist im Recht? Du mit deinem Schwiegersohn, mit deinem Schwiegersohn! Wer ist ein Unmensch? Ich! Wer plagt mich zu Tode? — Geplagt und gepeinigt sollt Ihr werden! — Wer friert den ganzen lieben Tag im Geschäft? — Erfrieren sollt Ihr alle insgesamt und einzelweis'! Ich, und wieder ich! Und wenn etwas kommt, dann heißt es, ich bin die Böse. Da hast du's, rackere dich ab, verkriech' dich in die Erde! Viel Ehre kann man von Euch haben, brennen sollt Ihr im Feuer! O Gott, wie mir das Gesicht vor Scham brennt! Dein Schwiegersohn, leben soll er! Wenn ein Mensch Tag und Nacht nichts anderes tut, als über den Büchelchen da herumsitzen, ganz wie du, und in den Zeitungen schmieren! Und wenn ich vom Markt komm', schaut man mich wie einen Hund an und man flüstert der Frau etwas zu, lauter Geheimnisse, lauter Sch — sch — sch — —! Was ist! Du meinst, ich weiß nicht, daß von mir die Rede ist? Glaubt, ich höre nicht? Was für Geheimnisse vor einer Schwiegermutter? Ich frage dich, was hat ein Schwiegersohn vor einer Schwiegermutter zu verheimlichen? Ruben-Hersch? Ruben-Hersch? (Mit Nachdruck): Ruben-Hersch!

Ruben-Hersch (wie erwachend): Ha?

Sara-Chantzi: Im Gehirn soll's dir hacken! Ich red' da und red', ich platz' vor Reden und er „ha'ckt" und ha'ckt", als ob ein Hund bellte! Meine Galle platzt in mir, mein Blut ist schon wie siedendes Wasser und „er" sitzt sich da mit ganz glatter Stirne, als ob nichts da wäre, über den Büchelchen, und ich bell' da und belle! Wozu? Deine Büchlein, zerrissen sollen sie werden, sind dir wohl teuerer als dein Weib? Das ist ja dein ganzes Leben! Und wer fährt auf den Markt? Sara-Chantzi! Wer würgt die Kartoffeln jeden Tag hinunter — erwürgen sollst du dich, lieber Gott! — Sara-Chantzi! Es sollte ihn doch ein wenig ärgern, daß sein feiner Schwiegersohn, brennen soll er, über mich in den Zeitungen schmiert! . . . Ruben-Hersch, (beugt sich zu ihm nieder, schreit ihm in die Ohren) Ruben-Hersch, Ruben-Hersch, Ruben-Hersch!

Ruben-Hersch: Ha? Ha? Ha?

Sara-Chantzi: Schau mal, wie er da hackt? Ich red' von deinem Juwel, von deinem Eidaml red' ich, gestohlen soll er mir werden!

Ruben-Hersch: Was willst du von ihm? Was hat er dir getan?

Sara-Chantzi: Was möchtest du, daß er mir tue? Er soll mich vielleicht noch schlagen? Schon genug, daß er mich in den Zeitungen beschreibt!

Ruben-Hersch: Wer hat dir denn gesagt, daß er dich in den Zeitungen beschreibt?

Sarah-Chantzi: Wozu lungert er da Tag und Nacht beim Eidaml von Lea-Dwossje, der in allen Blättern schreibt? Hat sich mit einem Lumpen von einem Schreiberl zusammengesellt und man tut nicht alles lachen und wiehern, und wenn sie mich erblicken, verstummen sie, stumm und krumm sollen sie werden für ganz Israel!

Ruben-Hersch: So wahr ich lebe du tust ihm Unrecht. Motel ist ein goldener Mensch. Ich soll so ein Jahr haben.

Sara-Chantzi: Amen! Ihr sollt beide so ein Jahr haben!

Ruben-Hersch: Er ist ein junger Mann, der was gelernt hat, und schreiben kann und . . . und . . .

Sara-Chantzi: Und . . . und . . .! Was brauch ich einen Schreiber, der mich beschreiben und besudeln sollt!

Ruben-Hersch: Laß' ihn doch in Ruh! Er denkt gar nicht an dich!

Sara-Chantzi: Wieso? Paßt es ihm vielleicht nicht? Was brauch' ich einen Schwiegersohn, der zu viel kann und zu viel weiß und versteht!

Ruben-Hersch: Und was geht's dich an, daß er zu viel kann und versteht?

Sara-Chantzi: Es geht mich gar nichts an; brennen soll er! Soll er mich in Ruh' lassen, nicht in den Zeitungen schmieren über mich!

Ruben-Hersch: Wer hat dir gesagt, daß er über dich in den Zeitungen schmiert?

Sara-Chantzi: Was tut er denn sonst Tag und Nacht beim geratenen Eidaml von Lea-Dwossje? Alle wissen doch, daß er in den Krautblättern, in den Zeitungen mein' ich, schmiert!

Ruben-Hersch (außer sich): Es ist zu keinem Ende mit dir zu kommen! Es wäre wirklich, ich soll so leben, wert, dich in den Zeitungen zu beschreiben, aber so, daß du sollst zu singen und zu agen haben!

Sara-Chantzi (zornot): Ihr werdet es beide nicht erleben! Da hast du ein Geschenk! (reibt ihm drei Finger unter die Nase).

Ruben-Hersch: Wohl bekomm's! (nimmt das Buch und verläßt das Zimmer, indem er die Tür heftig zuschlägt. Aus dem zweiten Zimmer kommt Etel hereingerannt.)

2. Szene.

Sara-Chantzi — Etel.

Etel: Warum zürnt so der Vater?

Sara--Chantzi: Ein schweres Jahr soll von ihm wissen! Kennst du ihn denn nicht, den jähzornigen Cohen? Er will nicht leiden, daß dein Motel ein Busenfreund von dem Lumpen ist . . .

Etel: Was für einem Lumpen?

Sara-Chantzi: Von dem Eidaml von Lea-Dwossje, von Levi-Benjamin!

Etel: Warum ist Levi-Benjamin ein Lump?

Sara-Chantzi: Weiß ich warum? Er will nicht, dein Vater, daß dein Mann mit einem Faulenzer Bekanntschaft führe, der in den Krautblättern schmiert, in den Zeitungen mein' ich . . . Er will's nicht leiden, dein Vater, daß die Stadt über dich rede, über dich und deinen Mann.

Etel: Über meinen Motel?

Sara-Chantzi: Deinen Motel? Was meinst du, ist denn dein Motel? Ein Mensch aus Fleisch, wie alle!

Etel: Und was redet man von meinem Motel?

Sara-Chantzi: Man redet . . . Was eine Stadt reden kann! . . . Man spricht, daß er bei Lea-Dwossje Tag und Nacht herumlungert, nicht des Eidams wegen, sondern wegen etwas anderm...

Etel (aufgeregt): Zum Beispiel?

Sara-Chantzi: Weiß ich's! Der Teufel hol' sie alle zusammen!

Etel (lacht ironisch): Ha, ha, ha! Die Müßiggänger! Die Nichtstuer! Die Klatschmäuler! Haben sie nichts besseres zu erfinden?

Sara-Chantzi: Wenn man läutet, ist 'ne Messe, Wände haben Ohren, Gassen haben Augen!

Etel (außer ich vor Aufregung): Hör' Mutter, der Mund soll schief werden denen, die so was sagen! Es wundert mich nur, daß du, Mutter, sowas von meinem Motele glauben konntest...

Sara-Chantzi: Schau mal, wie sie ihn verzärtelt, wie ein Täubchen! Motele, Mo-te-le! Was ist? Du meinst, er vergeht auch so in Liebe zu dir, wie du?

Etel: Mutter, du irrst dich in ihm! Du kennst ihn nicht! Er ist . . .

Sara-Chantzi: So? Du weißt, heißt es, mehr als ich? Gute Jahre hab' ich erlebt! Weh und Jammer der Mutter! Man darf nichts sagen! Meine Tochter weiß mehr als ich. Sie ist die Gescheite. Sie weiß alles; nur ich allein weiß gar nichts, ich bin eine Närrin, ich bin eine Kuh . . .

Etel: Wer hat's denn gesagt, Mutter? Ich sag ja nur, daß ein solcher junger Mann, wie mein Motel . . .

Sara-Chantzi (stemmt die Arme in die Hüften): Nun? . . .

Etel: . . „daß ein solch junger Mann, wie mein Motel in der ganzen Welt nicht zu finden ist . . .

Sara-Chantzi (schüttelt sich vor Lachen): Cha — cha — cha — cha —! So? „Er" hat's dir eingeredet? Nicht wahr? Glaub ihm nur, Töchterlein! Er hat's dir vielleicht gar beschworen? Cha cha cha! Bist du aber vernarrt in ihn! Wie er dich an der Nase herumführt! Wenn du ihn näher sehen würdest, wie ich, würdest du auch vielleicht da sehen, was ich sehe . . .

Etel: Was siehst du denn an ihm, Mutter?

Sara-Chantzi: Ich sehe? Wollte Gott, daß es andere nicht sähen? Man sieht schon!

Etel (erschrocken): Was sieht man? Wer sieht? Was hat man gesehen?

Sara-Chantzi: Man hat gesehen, was keiner sehen soll . . .

Etel: Mütterchen, liebstes, ich bitte dich, sag' mir, was hat man gesehen?

Sara-Chantzi: So? Du willst wirklich, ich soll dir's sagen? Eine schöne Ehre für deine Mutter! Sollen andere dir's sagen, du meine Tochter!

Etel (weint): Mutter, du quälst mich. Ich bitte dich, sag' mir nur ein Wort, ein halbes Wörtchen, ich bitte dich, teuerste, liebste, beste Mutter!

Sara-Chantzi: Was soll ich dir sagen? Was? Was willst du von mir? Soll „e r" dir's sagen, wohin er jeden Tag nach dem Beten geht?

Etel: Was heißt wohin? Zu Levi-Benjamin, Lea Dwossjes Schwiegersohn, dort lernen sie zusammen, lesen Zeitungen . . .

Sara-Chantzi: Cha cha cha! So, wirklich so? Wer hat's dir gesagt? Man lernt dort zusammen und liest Zeitungen?

Etel: Was tun sie denn sonst? Sag, Mutter, daß ich's auch weiß!

Sara-Chantzi: Woher sollte ich wissen? Geh ich hinter ihm? Hab' ich denn nichts anderes zu tun, als meinem Eidaml nachzuspüren? Ich sag' dir, meinetwegen kann er nicht nur zu Lea-Dwossjes Tochterl, sondern sogar in die Hölle gehen, mich geht's nichts an, wenn es nur nicht mir und meinem Kinde schaden würde . . .

Etel: Mutter! Du weißt ja nicht, was du sagst! Man hat dir da Geschichten, Dummheiten erzählt!

Sara-Chantzi (entrüstet): Hör' mal, Tochter, seit wann bist du so altklug geworden? Geschichten hat man mir erzählt? Was tust du das so verächtlich ab — Dummheiten! Ich brauch' bei niemand herumzufragen. Man kommt zu mir von selbst ins Geschäft und erzählt mir. Soll ich mir etwa die Ohren verstopfen, was? Kannst dir denken, es ist mir bitter und sauer genug, daß ich dasitzen und all' die schönen Geschichten anhören muß! Ich bin ja nicht mehr als ein Mensch. Einer Mutter ist es gewiß nicht angenehm, wenn man über ihr Kind so redet. Ich kann doch niemand das Maul stopfen und mich mit jedem einzigen herumzuzanken bin ich auch nicht verpflichtet; wie sagt man nun: „Schneuz' die Nas' und schmier' dir das Gesicht!" Es ist wirklich gut, sag ich dir!

Etel (außer sich): Jemand hat dir etwas ausgedacht, weiß ich, gewiß ein Feind, und du glaubst!

Sara-Chantzi: Ausgedacht! Ein Feind! Oh, du unschuldiges Lamm! Geh hinaus und horch', was man auf der Straße, in allen Häusern spricht! Die ganze Stadt ist voll davon, und sie sagt — ein Feind! Wir sind das Gerede aller, Kinder in den Wiegen kennen das Geheimnis, jeder zeigt auf mich mit dem Finger, in der Schul' hör' ich, wie man hinter meinem Rücken flüstert, lacht — und sie sagt mir — j e m a n d hat ausgedacht! Jener wirft sich Lea-Dwossje's Töchterlein an den Hals — und sie lagt — ausgedacht!

Etel (weinend): Es ist eine Lüge, Mutter, 'ne Lüge, 'ne Lüge!

3. Szene.

Die Vorigen. — Motel.

Motel (erschrocken, rennt hinein): Was ist? Was schreist du, Etele? Du weinst? Was weinst du, Etele? (faßt ihre Hand blickt die Schwiegermutter böse an.)

Sara-Chantzi (erhebt sich): Schau' ihn einer mal an! Wie er sich verstellt! Der Arme! Gott die Seele schuldig! Mein Kind hat er zugrunde gerichtet, abgechlachtet, hat ihr den Kopf abgehackt — und hat noch die „Furasch' zu fragen, was sie weint? Mörder! Henker! Würger! Sag' mir, wie kannst du's mir verantworten für mein Kind, für m e i n Kind, für meinen Augapfel! Weine, Tochter wein'! Weh deiner Mutter! (Packt ihr Zeug zusammen, geht aus dem Zimmer, die Tür hinter sich zuschlagend.)

4. Szene.

Etel. — Motel.

Motel (faßt beide Hände Etels, will sie küssen, sie wehrt ihn ab und weint unaufhörlich): Etele, meine Teuere! Sag', was ist dir geschehen? Was weißt du? Ich bitt dich, meine Seele! Sag' mir! Sag' ein Wort! Nur ein Wort!

Etel (schluchzend): Oh, laß mich, laß mich! Oh, geh fort von mir! Weg, weg, weg! (Stößt ihn von sich.)

Motel (tritt zurück, faltet die Hände, läßt den Kopf auf die Brust sinken): O Gott, o Gott! Etel! Hab' Erbarmen, Etel! Es scheint, daß die Schwiegermutter schon wieder mich verläumdet hat. Etel, wozu verbirgst du mir das? Du hast ja erst gestern mir geschworen, daß du mir alles erzählen wirst, was man dir sagen wird . . . daß du nichts Schlechtes von mir glauben wirst . . . daß zwischen uns für ewig eine heilige Liebe sein wird.. Und jetzt, o du meine Teuere, steh' ich vor dir und bitte, du sollst mich wenigstens anschauen, wenigstens ein Wort sagen — und du willst nicht . . . Etel, wo sind deine Schwüre, dein Versprechen von gestern? (Umfaßt sie, gibt ihr einen Kuß — sie reißt sich los.)

Etel: Fort! Geh' zu Lea-Dwossje's Töchterlein! Geh' mir aus den Augen!

Motel: Zu Lea-Dwossje's Töchterlein? Was heißt denn das? Was ist da schon wieder Neues?

Etel: Neues, sagst du? Geh', hör', was die Stadt sagt . . .

Motel: Die Stadt! Was sagt die Stadt? Nun sag, laß' mich hören!

Etel: Du fragst noch? Was gehst du alle Tage dorthin? Du meinst, wirst mich zum Narren halten? Glaub nicht, ich sei gar so dumm! Oh, ich weiß schon Zu Levi-Benjamin gehst du? Nicht wahr? Zu ihr, zu Lea-Dwossje's schöner Mamsell mit der roten Nase! Oh, oh! (rauft sich die Haare und weint heftig.)

Motel (umfaßt sie, bedeckt sie mit Küssen): Etel, Liebste! Was sprichst du? Ich, ich? Zu Lea-Dwossje's Tochter? Zu ihr? Ich sollte dich für Lea-Dwossje's Tochter vertauschen? Dich, mein Kätzchen, meine Seele, mein Leben, mein . . .? Ich? . . . Oh, ich weiß schon, von wem das kommt! Das hat sie erfunden, die Schwiegermutter! Ich weiß schon, sie will uns scheiden lassen, sie will mich bei Lebzeiten ins Grab jagen. Sie hat's auf mich abgesehen! Erst heute früh erzählte sie mir allerlei Böses von dir, daß du mich nicht sehen kannst, daß du über mich klagst, Levi Benjamin eine schöne Stimme hat und singen kann und ich nicht, daß Levi-Benjamin.... Aber ich glaub' nicht und du glaubst. Ich schon dich und du mich nicht, ich hab' dich lieb und bleib dir treu — und du hast kein Erbarmen mit mir . . . Du hast mir ja geschworen, daß du mich ewig lieben, mir immer glauben wirst — und jetzt willst mich nicht einmal ansehen... Oh, ich bin der unglücklichste Mensch in der





Welt! (Läßt sich weinend auf einen Stuhl nieder.)
Etel (geht auf ihn zu, will ihn küssen, er wehrt ab): Motele, Gott sei mit dir! Sieh'mich an! Das bin ich! Willst du mich nicht? Motele, Motele!
Motel (fällt ihr um den Hals): Etele!
Etel (küßt ihn): Motele!
Motel (küßt sie): Kätzchen!
Etel: Mein Leben!
Motel: Meine Seele! Und du hast so was von mir geglaubt?
Etel: Verzeih mir, Motele! Es ist das letzte Mal!
Motel: Sieh' Etele, es soll das letzte Mal sein!
Etel: Das letzte Mal, das letzte!
Motel: Schwöre!
Etel: Ich schwöre!
Motel: Bei deinem Leben?
Etel: Bei meinem Leben! (Fortsetzung folgt.)

Gemeinden- u. Vereins-Echo

(Unsere Leser sind zur Einsendung von Mitteilungen aus Gemeinden und Vereinen und von Personalnachrichten, die in diesen Spalten gerne Aufnahme finden, höflichst eingeladen.)

Herr Rabbiner Dr. Jacob Sänger wurde zum Feldrabbiner für die Heeresgruppe von Mackensen ernannt.

Personalien.

Das Eiserne Kreuz I. Klasse wurde verliehen dem k. Bataillonsarzt Dr. Karl Frenkel (Frankfurt a. M.), dem k. b. Hauptmann der Reserve Benno Strauß im 20. Inf.-Regt., dem k. b. Leutnant der Reserve Emil Staub im 12. Inf.-Regt., dem k. b. Feldwebelleutnant Artur Kleemann im 12. Feldart.-Regt., dem k. Stabsarzt der Res. Dr. Hirschfelder in Crefeld, Unteroffizier Sally Rosenstein (Hamburg), Oberstabsarzt Dr. Selmar Frankenstein (Berlin) und k. b. Leutnant der Reserve Leo Mohr in Nürnberg im 6. bayer. Res.-Regt.

Der k. Amtsanwalt bei der Polizeidirektion in München Otto Heller, Sohn des Kaufmanns Heller in Frankfurt a. M., wurde zum k. b. Bezirksamtsassessor in Pfaffenhofen a. Ilm befördert.

Das Mitglied des k. Hofschauspiels Viktor Geldern in München wurde zum k. b. Hofschauspieler ernannt.

Das Ehrenkreuz des k. b. Michaelsorden, eine sehr hohe Auszeichnung, wurde dem k. b. Geh. Hofrat Alfred Nathan in Fürth verliehen.

Der k. b. Michaelsorden 3. Klasse wurde dem k. Justizrat und Syndikus der Handelskammer Dr. Julius Kahn in München verliehen.

Den k. Michaelsorden mit der Krone erhielten der Generaldirektor und k. Bergmeister a. D. Dr. Ernst Kohler in München, Kommerzienrat Heinr. Metzger in Nürnberg, prakt. Arzt Dr. Franz Groedel in Bad Nauheim, k. Oberlandesger.-R. Bertold Adler in Zweibrücken, Kommerzienrat Joseph Schülein in München, k. Konrektor Dr. Isak Bacharach in Nürnberg, Kommerzienrat Hugo Helbing in München und Kommerzienrat Theodor Waitzfelder in München.

Die Großkaufleute und Kommerzienräte Theod. Löwensohn in Fürth und Ernst Sachs in Schweinfurt wurden zu k. b. Geheimen Kommerzienräten ernannt.

Zu k. b. Kommerzienräten wurden ernannt Bankier Siegfried Fränkel, Martin Rosenthal,

Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.

Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, München, Herzog Maxstr. 4.
Verantwortlich für die Redaktion: Helene Hanna Cohn, München, Von der Tannstr. 22; für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München